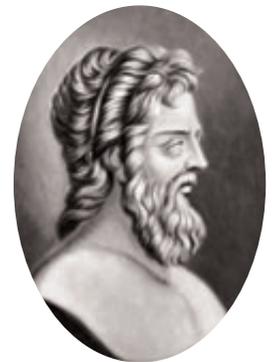


PURE SCHÖNHEIT

Leicht überlebensgroß und zumindest am Kopf lebensecht bemalt, während der Körper vermutlich marmorweiß blieb – so wurde die knidische Aphrodite zum Inbegriff göttlichen Liebreizes. Das Werk des Athener Bildhauers Praxiteles (u., Phantasieporträt) ist nur in Kopien erhalten; diese steht in den Vatikanischen Museen in Rom.



Die Aphrodite von Knidos, überlebensgroß und von sinnlicher Kühle, besaß den perfektsten, umschwärmtesten Körper der vorchristlichen Kunst. Die Skulptur bildete den ästhetischen Höhepunkt einer großen, bildergläubigen Kultur.

DIE GRIECHISCHE MONROE

Von Ulrike Knöfel

Sie war die begehrteste Schönheit der Antike, und sie lockte die Männer scharenweise herbei. Dass sie – die Aphrodite von Knidos – nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Marmor war, beeinträchtigte die Hingabe der Bewunderer nicht. Im Gegenteil, denn ihre steinerne Anmut war unvergänglich.

Ohnehin glaubten die Griechen an ein Eigenleben ihrer Bilder; sie ehrten die Abbilder der Götter, als handele es sich um die Götter selbst.

Die griechische Liebesgöttin, leicht überlebensgroß und aus Marmor, wurde zum Ziel regelrechter Pilgerfahrten. Sie war das Werk des spätklassischen Athener Bildhauers Praxiteles, der sie in der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. erschuf – und auch wenn die Kunst der Antike später fast schon hemmungslos nackte Frauenfiguren hervorbrachte, sollte sie unerreichbar bleiben. Dass sie nichts am Körper trug (außer vielleicht einen Armring), war zu ihrer Entstehungszeit noch eine echte Sensation. Ihr Gewand hält sie in der Hand.

Die Marmorgöttin, ewig jung, ewig nackt, verlor nichts von ihrer Anziehungskraft. Rund drei Jahrhunderte nach Christus verfasste ein Autor einen höchst erotischen Bericht. Dazu erfand er die Figur eines Reisenden namens Lykinos, der mit zwei Zufallsbekanntschaften erst die Gemäldegalerie der Hafenstadt Knidos besichtigte, dann zum Tempel der Aphrodite weiterzog, wo sich die Männer überwältigt zeigten. „Beim Herakles, wie ist der Rücken wohlgeformt, wie die Hüften zur Umarmung locken ... Und dann die herrlichen Schenkel.“

Ein erotisches Idol also – aber eines, das zugleich göttliche Kühle und irdische Sinnlichkeit verkörperte. Eine leichte Bewegung ist angedeutet – den Körper ein wenig nach vorn gebeugt, einen Fuß vor den anderen setzend, wendet sie sich dem Betrachter entgegen. Der Ausdruck ihres Gesichts? Leicht verträumt.

So wie man im 20. Jahrhundert von „der Monroe“ sprechen würde, nannte man diese Skulptur zu antiken Zeiten „die Knidia“. Den Knidiern wurden Unsummen geboten, ihre Staatsschuld sollte aufgewogen werden, doch sie verkauften das Götterbild nicht – schließlich hatte diese Statue ihre Gegend erst berühmt gemacht.

Schon damals animierte der Erfolg zur Nachahmung, und so entstanden zahllose Kopien in allen Größen, die von Kleinasien bis Gallien exportiert wurden; drei der Repliken gehören seit einigen Jahrhunderten dem Vatikan. Das Original, diese marmorne Legende, ist nicht erhalten.

Zur Berühmtheit wurde aber auch ihr Schöpfer, der Bildhauer Praxiteles. Der römische Fakten-

sammler Plinius datierte den Höhepunkt seiner Karriere in die 104. Olympiade, also in die Jahre 364 bis 361 v. Chr. Wahrscheinlich hatte er die Liebesgöttin aber erst zwischen 350 und 340 v. Chr. modelliert.

Auch der Vater des Praxiteles war wohl Bildhauer, doch erst der Sohn erwies sich als echter Erneuerer. Er war es, der den Marmor als Material aufwertete. Zuvor war vor allem Bronze geschätzt worden.

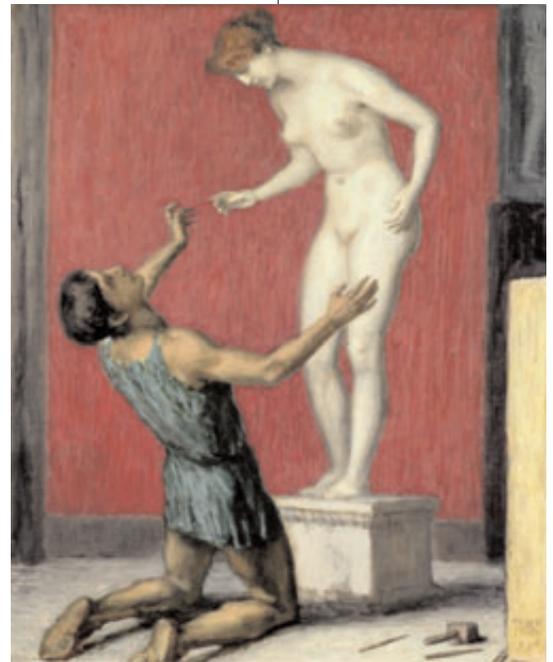
Noch ein Jahrhundert vorher hatten Standbilder von Göttinnen durch schiere Größe und prunkvolle Ausschmückung beeindruckt – wie die zwölf Meter hohe (nicht erhaltene) Athene-Skulptur für den Parthenon auf der Akropolis. Der Überlieferung nach war ihre Haut aus schimmerndem Elfenbein, eine Goldschicht ließ Rüstung und Gewand glänzen.

Die Aphrodite von Knidos muss im Vergleich dazu die pure, zierliche Raffinesse gewesen sein. Wie alle antiken Skulpturen war wohl auch sie bemalt, wenn auch nur dezent: Vermutlich waren wenigstens Haar, Augen und Lippen farbig gefasst. Praxiteles dürfte dafür eigens den gefragten Maler Nikias engagiert haben – sollte das Bild doch wie ein überirdisch schönes Wesen aussehen.

Der Körper der Göttin aber dürfte unkoloriert und damit marmorweiß geblieben sein – keine reale Frau konnte mit so heller Haut konkurrieren; diese Oberfläche schimmerte wegen der Politur des Marmors wohl auch besonders seidig.

Ihre Nacktheit war eine Revolution. Zuvor hatten die Standbilder der Göttinnen wenigstens einen Hauch von Tuch oder eine Rüstung getragen.

Es gab noch subtilere und ebenso wirkungsvolle Reize: Die knidische Aphrodite – das zeigen die erhaltenen Repliken – bestach auch durch ihre Haltung, durch diesen leichten, eleganten S-Schwung der Gestalt, der sich durch den sogenannten Kontrapost ergibt: Dabei trägt das rechte Bein, das „Standbein“, das Gewicht des Körpers, während das linke,



VERLIEBT IN DIE STATUE
Seit der Antike hat die Sage von Pygmalion viele Künstler fasziniert: Der Bildhauer verliebte sich so in das von ihm selbst geschaffene Standbild, dass sein Sehnen es endlich zum Leben erweckte.

Gemälde des Münchner Decadence-Malers Franz von Stuck um 1926



QUAL DER WAHL

Für die Eleganz unternahmen griechische Künstler ausgiebige Recherchen: So soll der Maler Zeuxis von Modellen nur das schönste Körperteil gewählt haben. Gemälde von E. Long, 1885



AUS DEM STAND PERFEKT
Standbein, Spielbein, kurviger Torso – Polyklets Kontrapost-Haltung, hier bei seinem Speerträger, wurde zum Vorbild. Vatikanische Museen, Rom

ein wenig angewinkelte „Spielbein“, den Boden nur leicht, eben geradezu spielerisch zu berühren scheint.

Nichts brachte den stehenden Körper besser zur Geltung, ließ ihn lässiger und attraktiver aussehen, als dieses gleichzeitige Belasten und Entlasten der Körperregionen. So präsentierte die Knidia wohl als erste weibliche Figur den klassischen Kontrapost. Ohne diese edle Haltung wäre die Göttin den Griechen wohl nur halb so göttlich erschienen.

Alles an ihr entsprach also dem Schönheitsideal, das spätere Jahrhunderte mit der griechischen Klassik verbinden würden. Sie markiert den Höhepunkt einer Entwicklung, die lange Zeit zuvor, im 7. Jahrhundert v. Chr., eingesetzt hatte.

In der archaischen Epoche hatte man sich noch an ägyptischen Vorbildern orientiert – und sich dann immer stärker davon emanzipiert. Es entwickelte sich eine bildergläubige Kultur, in der zwischen Realität und Illusion oder auch Inszenierung kaum unterschieden wurde. Der Begriff für „Gesicht“ war derselbe wie für „Maske“.

Im Grunde wollten die Künstler aber Werke schaffen, die perfekter waren als alles, was die Wirklichkeit hergab.

Wesentlich trug dazu die Ehrung Verstorbener bei. In der Glaubenswelt der Griechen bildeten die Toten neben den Göttern und den Lebenden das Weltpersonal. Je jünger der Verstorbene gewesen war, desto stärker wurde er betrauert. Gräber dieser jungen Toten wurden bald mit Jünglingsstatuen geschmückt – den Kuroi.

Frühe Skulpturen dieser Art trugen – wie die Standbilder am Nil – eine helmartige Frisur, waren farbenfroh bemalt und wirkten nicht besonders beweglich. Sie waren stolze, oft monumental große,

aber eben auch starre Gestalten, die roboterhaft einen Fuß vor den anderen setzten.

Neu und griechisch aber war von Anfang an die Nacktheit vieler (männlicher) Körper, die zum wichtigsten Merkmal antiker Kunst werden sollte. Die nackte Anmut symbolisierte in erster Linie Heldentum, sie wurde zum überdauernden Faszinosum hellenischer Plastik.

Mit den Kuroi begann sich auch die Darstellung der Unsterblichen zu wandeln – die vielen Ebenbilder der zahllosen Gottheiten, die in den Tempelanlagen aufgestellt waren. Auf den Altären loderten Feuer, die Bittsteller küssten die Stufen ihrer Heiligtümer, stimmten Gesänge an, legten als Weihegeschenke etwa Kessel oder Hirschgeweihe nieder, und sie opferten Tiere.

Nach und nach entwickelten die Griechen einen eigenen Stil. Die Haarpracht der Männerfiguren wurde kürzer, gelockter, ihre Körper erschienen immer realistischer – und sportlicher. Das galt auch für die Darstellung der Götter. Denn die größten irdischen Vorbilder waren außer den Kriegerern vor allem Athleten; sie bildeten die Vorlage für Männerdarstellungen aller Art.

Legendär sind vor allem die Jünglingskörper des Bronzeshildhauers Polyklet von Argos – er hatte ein Jahrhundert vor Praxiteles die griechische Kunst revolutioniert. Zwar war er nicht der Erfinder des Kontraposts, aber er machte aus ihm ein System.

Etwa 480 v. Chr. dürfte er zur Welt gekommen sein. Und wie der etwas ältere Phidias (oder später Praxiteles) war er schon zu Lebzeiten berühmt. Zwar ist von ihm nichts mehr erhalten, weder eine originale Skulptur noch sein theoretisches Werk – sein „Kanon“. Spuren seines Einflusses jedoch finden sich reichlich: Hinweise bei anderen Autoren, vor allem aber Skulpturen, die man für Kopien seiner Standbilder hält.

Polyklet strebte nach mehr Natürlichkeit, auch mehr Harmonie in der Bewegung. Jahrhunderte später schrieb der Römer Cicero, er habe „kaum je etwas Schöneres ... gesehen“ als die Werke Polyklets. Gerade die Anmut aber war das Resultat penibler Berechnungen. Polyklet verkündete, die Schönheit einer Statue sei abhängig vom „passenden Maßverhältnis“, der „symmetria“. Und so unterteilte er den Körper in Maßeinheiten, setzte alles in eine bestimmte Relation zueinander. Noch ist es nicht gelungen, die komplizierte Proportionslehre des mathematischen Steinmetzen zu entschlüsseln. Man weiß nur: Es gab sie.

Jedem seiner Tonmodelle ging mit Sicherheit aufwendige Rechnerei voraus; alle Harmonie, alle Natürlichkeit beruhte auf dem richtigen Verhältnis der Einzelteile zueinander – dem Verhältnis von Finger zu Finger, von der Hand zur Elle, und so weiter. Einem Systematiker wie dem Philosophen Aristoteles musste das imponieren. Er hielt Polyklet für einen „kompetenten“ Vertreter seiner Zunft, weil er einer der „exaktesten“ sei.

Jugendliche, nackte und im Kontrapost stehende Männergestalten, Sportler, Krieger und Heroen (etwa Herakles) waren die Bestseller in Polyklets Angebot. Immer wieder wurde sein „Doryphoros“ (Speerträger) aber auch der „Diadumenos“ (Diademträger) nachgeahmt. An ihnen wird verständlich, weshalb Plinius später von „weichen Jünglingen“ und „männlichen Knaben“ sprach, wenn er die Standbilder des großen Griechen beschrieb. Einiges spricht dafür, dass auch die wenigen weiblichen Statuen Polyklets höchstens androgyn, nie feminin wirkten. Darauf lassen jedenfalls einige Amazonendarstellungen schließen – Statuen aus römischer Zeit, die wohl Schöpfungen Polyklets nachgebildet waren: Sie sehen aus wie halbnackte Athleten.

Erst Praxiteles gelang es, weibliche Figuren auch wirklich feminin wirken zu lassen, er verlieh den Marmorfrauen Grazie – und eben die Nacktheit, die bis dahin den Männern vorbehalten war. In den Augen damaliger Betrachter war das ein klarer Fortschritt, galt doch perfekte Nachahmung (Mimesis) oder gar die Überhöhung des Realen als Ziel aller Mühen. Polyklets Zeitgenosse Sokrates etwa forderte von Bildwerken, sie sollten der „wahren Natur“ entsprechen – was schon die Idealisierung der Wirklichkeit umfasste.

Nicht alle freilich waren von dieser Ästhetik überzeugt. Platon (427 bis 347 v. Chr.) gilt als der erste große Kunst-Skeptiker der Geschichte; er ereiferte sich darüber, dass Bildwerke nur von der Wirklichkeit ablenkten und nannte ein geschreinertes, also brauchbares Bett weit bewundernswerter als ein bloß gemaltes. Natürlich gebe es ideale Schönheit, aber die könne kein Nachbild je erreichen.



Zum Glück blieb diese Ansicht eine Minderheitsmeinung. Die meisten Menschen der Antike blieben fasziniert von den Schöpfungen ihrer Maler und Bildhauer und ließen sich willig von der Naturnähe verblüffen.

So meldet eine aus römischen Zeiten überlieferte Legende, der griechische Maler Zeuxis habe Trauben gemalt, die so unglaublich naturgetreu wirkten, dass sich echte Vögel darauf stürzten. Und der römische Dichter Ovid erzählte die rührende Geschichte vom Bildhauer Pygmalion, der sich in eine von ihm geschaffene Skulptur verliebte und sie endlich mit Hilfe der Götter zum Leben erwecken durfte.

Ovid brauchte sich nur umzusehen, was die Kunst mit den Menschen machte: Auch zu seinen Lebzeiten brachte die Aphrodite von Knidos mit ihrem marmornen Charme weiterhin Männer um ihren Verstand – den realen. ♦

LEBENDIGER STEIN

Auch wenn vielen Antiken heute Kopf und Glieder fehlen, ihre Natürlichkeit überzeugt – wie bei dieser Skulptur im Berliner Pergamonmuseum.